

### **Predigt für den 3. Sonntag nach Trinitatis (16.06.2024)**

Liebe Gemeinde,

Auch wenn viele von uns das Gleichnis vom verlorenen Sohn schon in- und auswendig kennen, hören wir es doch immer wieder gerne, denn es erzählt eine Geschichte mitten aus dem Leben, ein Familiendrama voller Emotionen - von Enttäuschung über Verzweiflung, Wut und Eifersucht bis hin zu unbeschreiblicher Freude und Erleichterung. Der Stoff aus dem die Filme am Sonntagabend sind.

Ein junger Mann will der Enge seines Elternhauses entfliehen. Es zieht ihn hinaus in die große, weite Welt hinauszieht. Er will sich ausprobieren, seinen eigenen Weg finden. Er sehnt sich nach Freiheit und Unabhängigkeit. Das ist bei Heranwachsenden vollkommen normal. Ungewöhnlich ist dagegen, dass dieser junge Mann seinen Freiheitsdrang auch in die Tat umsetzt und zur Verwirklichung seiner Pläne frühzeitig das Erbe einfordert, das ihm eigentlich erst nach dem Tod seines Vaters zusteht. Doch so lange will er nicht warten: **„Vater, gib mir meinen Anteil am Erbe!“** fordert er.

Und was sagt der Vater dazu? Wir können uns lebhaft vorstellen, dass er von dieser Idee alles andere als begeistert gewesen ist. Die meisten Väter würden sich in solch einer Situation ihren Jüngsten wohl erst einmal zur Brust nehmen und ein ernstes Wort mit ihm reden – vielleicht so: *„Du kannst es wohl nicht abwarten, bis ich unter der Erde liege!? Was denkst du dir eigentlich dabei? Geht es dir zu Hause etwa nicht gut genug? Deine arme Mutter...! Du hast doch keine Ahnung, was dich da draußen erwartet. Was willst du denn machen und wo willst du überhaupt hin? Du wirst schon sehen, was du davon hast. Eh du dich versiehst, bist du wieder da, aber erwarte dann nicht...“*

Überraschenderweise sagt der Vater in dem Gleichnis Jesu nichts von alledem. Er sagt überhaupt nichts - kein einziges Wort. Er versucht weder, seinen Sohn zurückzuhalten, noch gibt er ihm kluge Ratschläge oder Warnungen mit auf den Weg. Er schweigt und tut, was sein Sohn verlangt: **„Da teilte der Vater seinen Besitz unter den Söhnen auf.“**

Was dann folgt, ist vorhersehbar. Es kommt, wie es kommen muss. Wir alle haben es geahnt: der Sohn scheitert auf ganzer Linie. Nach einer kurzen Zeit voller Partys und Müßiggang geht ihm das Geld aus und er landet in der Gosse – oder besser gesagt im Schweinestall. Das ist für einen frommen Juden noch schlimmer, denn Schweine gelten als unrein. Er hat alles verloren: seine Familie, sein Erbe, seine Würde, seine religiöse Identität. Tiefer kann ein Mensch nicht sinken. In dieser aussichtslosen Lage erinnert er sich an seinen Vater und beschließt, nach Hause zurückzukehren – nicht als Sohn, denn dieses Privileg hat er verwirkt. Er ist sich sehr wohl bewusst darüber, dass er sich selbst in diese Lage hineinmanövriert hat. Es ist allein seine Schuld. Indem er sein Erbe vorzeitig eingefordert hat und von zu Hause weggezogen ist, hat er mit seiner Familie

gebrochen. Jetzt muss er die Konsequenzen tragen. Doch er kennt seinen Vater gut und hofft darauf, dass es unter seinen Tagelöhnern einen Platz für ihn gibt, wo er zumindest jeden Tag etwas zu essen bekommt.

Seine Heimkehr bietet ein unerwartetes „happy end“. Der Vater erkennt seinen Sohn schon von weitem. Und wieder überrascht er mit seiner Reaktion. Er steht nicht mit verschränkten Armen da – nach dem Motto: *„Wollen mal sehen, was der Junge zu sagen hat.“* Er empfängt ihn auch nicht mit Vorhaltungen wie: *„Hab ich es dir nicht gleich gesagt? Es musste ja so kommen. Das hättest du dir alles sparen können. Du wärest besser zu Hause geblieben. Aber vielleicht hast du ja wenigstens etwas daraus gelernt? Ich will mal nicht so sein: Du darfst bleiben und dich zu meinen übrigen Knechten gesellen. Dann sehen wir mal, ob du dich bewährst.“* So oder ähnlich hätten wir es erwartet, doch dieser Vater ist anders. Wieder schweigt er. Er sagt zu seinem Sohn kein einziges Wort. Er macht ihm keine Vorhaltungen, sondern läuft ihm mit offenen Armen entgegen. Übrigens gilt das im Orient bei einem älteren Menschen als würdelos. Doch das ist dem Vater egal. Er fällt seinem Sohn um den Hals und küsst ihn. Der Sohn bekennt zwar noch seine Schuld, doch seine Bitte um Anstellung als Tagelöhner kann er gar nicht mehr aussprechen, denn der Vater kommt ihm zuvor und weist seine Diener an, ein Fest vorzubereiten.

Ein bisschen erinnert mich das Gleichnis an eine Ballade von Reinhard Mey mit dem Titel „Zeugnistag“. Vielleicht kennen Sie sie. Der bekannte Liedermacher erzählt darin, wie er mit 12 Jahren ein so schlechtes Zeugnis bekam, dass er Angst hatte, es seinen Eltern zu Hause vorzulegen. Deshalb unterschrieb er es kurzerhand selbst. Natürlich kam auch da, was kommen musste: Dem Rektor fiel die Fälschung der Unterschriften auf und er zitierte die Eltern mitsamt ihrem missratenen Sohn zu sich. Doch das erwartete Donnerwetter und der Schulverweis blieben aus.

*Mein Vater nahm das Zeugnis in die Hand und sah mich an,  
und sagte ruhig: „Was mich anbetrifft,  
so gibt es nicht die kleinste Spur eines Zweifels daran,  
das ist tatsächlich meine Unterschrift.“  
Auch meine Mutter sagte: Ja, das sei ihr Namenszug,  
gekritzelt zwar, doch müsse man verstehn,  
dass sie vorher zwei große, schwere Einkaufstaschen trug.  
Dann sagte sie: „Komm Junge, lass uns gehen.“*

*Und Reinhard Mey zieht am Ende das Fazit:  
Ich weiß nicht, ob es rechtens war, dass meine mich Eltern mich  
da rausholten und – wo bleibt da die Moral?*

*Die Schlaun diskutiern, die Besserwisser streiten sich,  
ich weiß es nicht, es ist mir auch egal.*

*Ich weiß nur eins, ich wünsche allen Kindern auf der Welt,  
und nicht zuletzt natürlich dir, mein Kind:*

*Wenn´s brenzlig wird, wenn´s schief geht, wenn die Welt zusammenfällt,  
Eltern, die aus diesem Holz geschnitten sind.*

Reinhard Mey hat sich recht, leibe Schwestern und Brüder, solche Eltern wünscht sich jedes Kind; Eltern die zu einem halten, ganz gleich, was man ausgefressen hat. Und ich glaube, solche Eltern würden wir alle gerne sein, auch wenn es uns leider nicht immer gelingt.

Der Vater in dem Gleichnis Jesu ist ein tolles Vorbild. Er lässt seinem Sohn nicht nur die Freiheit, seine eigenen Wege zu gehen und seine persönlichen Erfahrungen zu machen, sondern er empfängt ihn mit offenen Armen, nachdem er gescheitert ist. Eine wunderbare Geschichte, die man nicht oft genug hören kann. Aber sie will kein Erziehungsratgeber sein. Vielmehr erzählt Jesus sein Gleichnis in einem bestimmten Kontext. Adressaten sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, die ihn wieder einmal dafür kritisieren, dass er mit Zöllnern und Sündern Gemeinschaft pflegt. Damit bekommt das spannende Familiendrama eine tiefere Bedeutung. Es geht um große theologischen Fragen nach Glaube, Schuld und Vergebung. Den Zuhörern Jesu ist klar, dass mit dem Vater Gott gemeint ist, und sich in den beiden Söhnen unterschiedliche Formen der Gottesbeziehung widerspiegeln. Die emotionale Erzählung nimmt uns in das Geschehen mit hinein. Mal sympathisieren wir mit dem jüngeren, mal mit dem älteren Sohn, und stehen vor der Frage unserer eigenen Beziehung zu Gott.

Bleiben wir noch einen Moment bei dem jüngeren Sohn. Freiheitsdrang ist ja kein Privileg der Jugend. Wir alle wollen frei und möglichst unabhängig sein. Wir wollen unsere Wege selbst bestimmen - bis ins hohe Alter hinein - und uns von niemandem Vorschriften machen lassen. Individualität ist gefragt. Der ausgeprägte Freiheitsdrang reicht bis auf unsere Autobahnen. Ein Tempolimit ist in Deutschland nicht durchsetzbar – auch wenn sich dadurch nachweislich die Unfallzahlen senken ließen und es aus ökologischen Gründen vernünftig wäre. Oder erinnern Sie sich noch an die Diskussionen um einen „Veggie-Day“ in Kantinen? Der Aufschrei war groß, denn wir lassen uns nicht gerne etwas verbieten. Das Schnitzel auf dem Teller wird zum Maßstab der Freiheit... Und da, wo es Vorschriften gibt, nimmt manch einer es mit der Einhaltung nicht so genau, solange es niemand sieht. Freiheit geht uns über alles. Freiheit um jeden Preis. Verbindende Werte treten dahinter immer mehr zurück. Da kann es eigentlich nicht verwundern, dass auch die Bedeutung von Kirche in dieser Zeit schwindet. Ich glaube, liebe Gemeinde, es ist zu kurz gegriffen, wenn wir die hohe Zahl der Kirchenaustritte nur damit erklären, dass die Menschen die Kirchensteuer sparen wollen. Das ist sicher auch ein Grund, aber nicht der erste. Wenn

ich entscheiden kann, zahle ich doch nur für etwas Geld, das mir wichtig ist und sinnvoll erscheint. Aber viele Menschen finden gerade das in der Kirche nicht mehr. Vor der äußeren Abkehr steht eine innere – ähnlich wie bei dem jüngeren Sohn in unserem Gleichnis. Er verlässt sein Vaterhaus, weil es ihm zu eng geworden ist und er etwas anderes, Neues sucht. Mit der Liebe zu seinem Vater hat das erst einmal nichts zu tun. Natürlich liebt ihn, aber er will sich nichts mehr von ihm sagen lassen und unabhängig seine eigenen Wege gehen. Die Trennung des Sohnes vom Vater vollzieht sich erst innerlich und dann äußerlich. Ganz ähnlich sind viele Menschen heute der festen Überzeugung, sie könnten auch ohne Kirche an Gott glauben. Und ja, sie haben recht: Es besteht kein Zusammenhang zwischen Kirche und Heil – so, wie ihn die katholische Kirche lange gelehrt hat: *Extra ecclesiam nulla salus* – außerhalb der Kirche gibt es kein Heil. Nein, liebe Schwestern und Brüder, nicht die Kirche schenkt Erlösung, sondern Gott allein! Aber christlicher Glaube ist auch keine individuelle Angelegenheit. Glaube braucht Gemeinschaft und Gottes Wort, sonst laufe ich Gefahr, mir meinen eigenen Gott zu basteln - so, wie ich ihn gerne hätte und merke gar nicht, wie ich mich immer mehr von Gott entferne.

Und was sagt Gott dazu, liebe Schwestern und Brüder. Nichts! Er lässt uns unsere Freiheit. Auch wenn es ihm das Herz bricht, lässt er uns unsere eigenen Wege gehen. Aber er geht nicht jeden Weg mit. Dieser Gedanke, den uns das Gleichnis vom verlorenen Sohn mitgibt, ist ungewohnt. Es gibt Orte der Gottesferne. Der jüngere Sohn landet dort – im Schweinestall, am Abgrund, in der Hölle auf Erden. Der Vater läuft ihm nicht hinterher, um ihn zurückzuholen. Das gehört auch zur Freiheit. Der Sohn trägt die Verantwortung für sein Handeln und für alles, was daraus folgt. Ich finde, an dieser Stelle zeigt er Größe. In seinem Elend hätte er auch klagen können: „*Warum hat mein Vater mich nicht aufgehalten?*“ Sie fänden das merkwürdig, liebe Gemeinde? Aber genau das tun wir oft. Angesichts der vielen Krisen in unserer Welt - dem Krieg in der Ukraine, der Gewalt in Gaza, dem Hochwasser in Süddeutschland, den Hungerkatastrophen in Afrika , um nur einige Beispiele zu nennen - fragen wir „*wie kann Gott das zulassen?*“? Dabei sind Ungerechtigkeit, Krieg und Klimawandel eine Folge unseres menschlichen Handelns oder nicht Handelns. Die Schuld dafür Gott in die Schuhe zu schieben ist einfach, aber es bedeutet letztlich, sich der eigenen Verantwortung zu entziehen. Gott schenkt uns die Freiheit, unsere Wege zu wählen, aber er ruft uns damit auch in die Verantwortung und wir müssen die Folgen für unsere Entscheidungen tragen.

Dem jüngeren Sohn ist das deutlich bewusst. Er entzieht sich seiner Verantwortung nicht. Die Erinnerung an seinen Vater hilft ihm dabei, ehrlich zu sich selbst zu sein. Er steht zu seinem Scheitern und gesteht sich ein, dass er einen Anteil daran hat. Nur so wird eine Wende möglich. Der Sohn beschließt, zu seinem Vater zurückzukehren und ihn um Vergebung zu bitten: „**Vater, ich bin vor Gott und vor dir schuldig geworden. Ich bin es nicht mehr wert, dein Sohn genannt zu werden.**“ Die Reaktion des Vaters kennen wir. Seine Vergebung kommt dem Schuld-bekennnis des Sohnes zuvor. Der Vater spricht sie nicht aus. Er vollzieht sie, indem er seinen

Sohn in die Arme schließt und küsst. Bei ihrem Wiedersehen herrscht keine Bußstimmung, sondern Festtagsfreude. Ein „Extrabrot“ kommt auf den Tisch und in dem gemeinsamen Mahl werden Liebe und Vergebung konkret. So groß ist die Freude Gottes über jeden Menschen, der den Weg zu ihm zurückfindet – egal, was er vorher getan hat.

Es wäre schön, wenn die Geschichte an dieser Stelle enden würde, liebe Gemeinde. Doch da ist noch der zweite, der ältere, Sohn. Er ist zu Hause geblieben, hat stets seine Pflicht getan und kann nicht begreifen, wie der Vater für seinen kleinen missratenen Bruder ein Fest geben kann. Er ist nicht einfach neidisch, sondern zutiefst verbittert: **„So viele Jahre arbeite ich jetzt schon für dich! Nie war ich dir ungehorsam. Aber mir hast du noch nie einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden feiern konnte.“** In seiner Verbitterung schneidet er die Beziehung zu seinem Bruder ab: **„Aber der da, dein Sohn, hat dein Vermögen mit Huren vergeudet.“** Das Wort „Bruder“ bringt er nicht über die Lippen, und er verurteilt den Heimgekehrten dafür, dass er sein Geld an Huren verschleudert habe, obwohl davon in der Erzählung gar keine Rede ist. Ohne es zu merken, trennt auch er sich von seinem Vater, indem er sich von seinem Bruder trennt. Das lässt der Vater nicht so stehen. Wie vorher zu seinem jüngeren, so geht er auch jetzt zu seinem älteren Sohn hinaus, läuft ihm entgegen, wirbt um ihn und erinnert ihn an die Bindungen, die ihn tragen: **„Mein Sohn, du bist immer bei mir. Und alles, was mir gehört, gehört dir.“** Sieh doch, wo du hingehörst! Wirf das nicht weg!

Den Pharisäern und Schriftgelehrten wird deutlich gewesen sein, dass Jesus sie mit dem älteren Bruder meinte - sie, die Frommen, die im Haus des Herrn bleiben und dort treu ihren Dienst versehen. Oder uns, die Kirchgänger\*innen, die Kerngemeinde, die, die immer da sind. Wir haben kein Recht, uns über andere zu erhöhen – über die, die vielleicht nicht kommen; die suchen oder sich von der Kirche entfernt haben. Wir können uns von unseren Brüdern und Schwestern nicht einfach lossagen, auch wenn wir unterschiedliche Wege gehen.

Der Vater im Gleichnis macht jedenfalls keinen Unterschied zwischen seinen beiden Söhnen. Er liebt sie beide, lässt ihnen ihre Freiheit und lädt sie gemeinsam zu einem großen Fest ein, an seinen Tisch.

Und wie endet die Geschichte nun? Jesus lässt das ganz bewusst offen. Wir, seine Zuhörerinnen und Zuhörer, müssen entscheiden, wie unser persönlicher Schluss aussieht. Von Gott her steht die Einladung. Ich habe die Freiheit, sie anzunehmen oder nicht. Seine Arme bleiben offen - heute, und morgen und wann immer ich meinen Weg zu ihm finde. Amen.

Ich wünsche Ihnen einen gesegneten Sonntag,

Ihre Pfarrerin

Bettina Donath-Kraß